

Meine Nachbarn und ich

Ich bin fest überzeugt, dass ich an keinem geeigneteren Ort hätte zur Welt kommen können, als just auf der Steig. Hierin unterscheide ich mich in keiner Weise von meinen Nachbarn: es gibt bei uns wenige Menschen, die es nicht als eine besonders glückliche Fügung des Himmels betrachten, auf der Steig geboren und heimatgenössig zu sein. Fast wie eine Lächerlichkeit weisen sie den Gedanken von sich ab, dass man auch anderswo auf der Welt sich so recht innerlich geborgen fühlen könnte. Vielleicht hätte sich jeder von ihnen ein besseres Plätzchen für sein Erdendasein ausgesucht, wenn man sie hätte wählen lassen. Aber nun sind sie da, ihre Augen sind gleichsam eingestellt auf das Dorf und den steilen Rebenhügel dahinter; auf die Wiesen und Ackerzelgen, denen jede Jahreszeit andere Farben und eine neue Seele gibt. Nicht zu vergessen den weiss getünchten Kirchturm mit dem käsbissenförmigen Dach. Es ist wirklich eine eigentümliche Sache, wie dieser Kirchturm alles, was auf der Steig lebt und schafft, mit ruhigem Ernst und mit ewiggleicher Freundlichkeit in seinen Frieden nimmt.

Es soll nun niemand glauben, dass wir uns aus der Welt draussen gar nichts machen oder nichts von ihr wissen wollten. Wir lesen in Büchern und in Zeitungen mit besonderer Vorliebe von weit entlegenen Dingen und Geschichten. Wir lauschen andächtig zu, wenn uns jemand von den Vorzügen und Wundern der Fremde berichtet. Aber indem wir einander dabei verstohlen ansehen, liest jeder in den Augen des andern den selben heimlichen Beschluss: Ich bleibe halt da, wo ich bin ...

Viele Leute werden lächeln über unsere Art. Lasst sie, werden sie sagen, es ist nicht viel bei ihnen zu holen. Ihre Herzen sind zu stumpf, um grosse Dinge einzulassen. Ihr ganzes Denken, all ihre arme Mühe geht wahrhaftig auf in der Sorge um Heuwetter und Viehpreise. Und ihr inniges Geheimnis sind die Speckseiten im Rauchfang.

Nein. So ganz ohne Glück und ohne Not fliesst unser Dasein doch nicht hin. Wir Bauernmenschen machen uns manchmal auch Gedanken und erleben vieles, das wir für uns behalten. Wir können mitunter seltsame Träume spinnen und ganz unkluge Sachen nachhängen, wie andere Menschenkinder, die zartere Hände haben. Wir können auch Liebe und Hass fühlen. Und wer viel allein ist mit dem Wind, mit der Sonne und mit den Bäumen, dem gräbt sich oft ein Wort oder eine Gebärde unauslöschlich ein.

Es ist etwas wunderlich Süsses um die Liebe. Aber auch der Hass hat seine schönen Seiten, es tut einem rechtschaffen wohl, zu einem Menschen sagen zu können: «Mit dir will ich nichts. Weder Streit noch Einigkeit. Bloss schaden will ich dir.»

Wenn ich die Wahrheit bekennen soll, so bin ich auch nicht immer mit der Liebe allein ausgekommen. Aber nur einen Menschen habe ich recht von Herzen gehasst: den Armenpfleger Stocker. Ich habe nicht ermangelt, ihm bei jeder Gelegenheit so viel zu leid zu tun, als in meinen Kräften stand. Nicht zuletzt seinetwegen habe ich erst neulich wieder eine kleine Schuldenlast auf mich geladen, indem ich an Jakob Inzubens Gant den Sohrenacker für zweitausend Franken erstand. Er hätte das schöne Stück Land fürs Leben gern zum Aufrunden seines Gutes gehabt. Und er hat es gar nicht fassen können, dass ich junger Anfänger den Mut haben würde, ihm vor der Sonne zu stehen, ich weiss, dass ihn der Ärger fast getötet hat. Und das tat mir wohl. Den Streifen Jungwald gegen Trüb hinab, mitten in seinen schönen Buchenbeständen, hab' ich dem Stocker auch vor der Nase weggezwickelt, obschon er zu teuer war und ich das Geld für die erste Fristzahlung beim Trottenwirt entlehnen musste. Ich hab's getan, und es freut mich noch heute.

Dieser schöne, nie beschnittene Hass ist in frühen Kindertagen entsprungen, und ich weiss es denen Dank, die mir ihn ins Herz gelegt. Dafür, dass er sich mit meinem ganzen Leben und Sein verknüpft und mit mir stärker und härter geworden ist, dafür hat

der Armenpfleger Stocker selber gesorgt. Rechtzeitig habe ich in ihm den Feind meines Lebens gewittert und bin ihm nie mit einem andern Gedanken genaht. Ich habe diesem Hass mehr zu verdanken als mancher besseren Eigenschaft, deren ich auch besitze. Von meinen Eltern wusste ich die längste Zeit nicht viel mehr, als was mir mein erster Pflegevater, der Schneider Enz, von ihnen berichtet hat: «Dein Vater hat geigen können, aber die Mutter schaffte stark und starb daran.» Etwa ein Jahr nach meiner Geburt hatte mein Vater sein geringes Heimwesen im Oberdorf an das Stelzenhöflein vertauscht, das in beschaulicher Einsamkeit an der schmalen Strasse gegen Gehren hinaus liegt. Er hatte sich damit wohl verbessern wollen; Enz behauptete zwar, es sei Grössenwahn gewesen. Sei dem, wie ihm wolle, das Wagnis schlug für ihn und für uns alle nicht zum Guten aus. Beinahe mein erstes bewusstes Erinnern geht auf eine Zeit zurück, in der das für mich Unheimliche, ja Entsetzliche geschah, dass jeden andern Tag der Schuldenweibel Kleiner von Gehren in unser Haus kam, sich in Stall und Kammern führen liess und ein Häuptlein Vieh, ein Stück Hausrat nach dem andern aufschrieb; den Heustock, die Garben auf der Balkendiele, den Kasten in der Stubenkammer mit den zwei Sprüchen darauf. Ich weiss noch, wie die Mutter in der Küche weinte, ich sehe den Vater, wie er gesenkten Kopfes mit schlaff niederhängenden Armen hinter dem Kleiner dreintappte, manchmal stillstehend und ein merkwürdiges Lächeln gleichsam mit den leise zuckenden Schultern lachend oder von sich abschüttelnd. Dieses Lächeln habe ich nachher an keinem Menschen gesehen, ich betrachte es im Stillen als eine Art Sondereigentum.

Und auf jenen Abend besinne ich mich auch, da der Vater spät beim Zwielicht von einem Ausgang heimkam, trotz der grimmigen Kälte ohne Rock und Hut, schwankend und in böser Laune. Die Bankherren in Krien seien aufs Tüpflein so schlecht wie der Stöckerli, der ihn hineingeritten habe. Es sei ihm aber jetzt alles gleich, seinetwegen könne man schon morgen ganten. Den Rock und den Hut habe er drunten in Trüb über das Brückengeländer hinabgeworfen, zum Betteln brauche man ja keine Sonntagsstaat ...

Er hätte ihn ohnehin nicht mehr gebraucht. Eine Lungenentzündung legte ihn aufs Totenbett. Und dann kam eins aufs andere. Schwere Dinge, von denen ich nicht gleich hätte wissen sollen, die mich aber aus verworrenen Andeutungen um so unheimlicher anblickten. Denn die Base Näni in Gehren, bei der mich die Mutter über die böseste Zeit versorgt hatte, war nicht geschickt, mir die Augen zu schliessen. Dafür war sie reich an Trost, sie sagte jeden Tag wohl zehnmal zu mir: «O du armer Bub, du armer Bub! Herrjesis auch! Es ist nur gut, dass du noch klein bist und von allem nichts weisst.» Wie mir dieser Trost bekam, daran erinnere ich mich noch heute gut. Das Schwere, Ungewisse brütete über meinen Tagen wie eine dunkle Wolke, die das Schweben verlernt hat und sich leise immer tiefer senkt. Wenn jemand ins Haus kam, sprach die Base stets mit gedämpfter Stimme; im Anfang war es gewöhnlich, als ob sie alles mit den Händen und Ellbogen machen wollte. Doch blieb ihre Rede nicht «ja ja» und «nein nein», und in der Regel hatte sie bald vergessen, dass ich auf der Ofentreppe kauern auf jedes ihrer Worte acht gab. Immer endeten ihre Ausführungen und Berichte mit einer wohlgemeinten Nutzenanwendung. «O die gut' arm' Emilie! Da sieht man's wieder einmal! Wenn sie auf die Leute gehört und den Stäbli-Sameel genommen hätte! Dann stände sie jetzt am vollen Barren und hätte ungesorgt Brot. Der Sameel hat zwölf Haupt, sage zwölf Haupt Vieh im Stall und ein Ross! Und nun steht sie auf der Gasse und ist eine Witfrau dazu! Das wird gut sein für ihre Krankheit, – wenn man es dazu auf dem Herz hat! Es ist halt bloss ein Glück, dass der Bub von allem noch nichts versteht.» Wenn ich auf solche Reden ins Heulen kam, tröstete mich die Base mit wehleidiger Zärtlichkeit. «Es beelendet dich halt, gäll! Ja ja, du hast recht! Wenn du erst wüsstest! Ach – der Herrgott tut vielleicht dann ein Einsehen ...»

Was sie mit dem Einsehen meinte, verstand ich nun freilich nicht. Aber ein anderes Wort verstand ich schon damals und habe es bis heute nicht vergessen: «Der Stocker ist schuld.»

Ich weiss nicht, ob ich dieses Wort je einen Menschen aussprechen hörte; vielleicht meine Mutter. Ich weiss es nicht, aber es lag in der Luft: Der Stocker ist schuld!

Der Armenpfleger Stocker hat, als der Stelzenhof vergantet wurde, die drei bestgelegenen Äcker und den Wald im Mesmerholz an sich gebracht. Eben zu dem Ende habe er dem Vater seinerzeit zu dem verhängnisvollen Tausch geraten und ihm auch mehrmals mit Geld ausgeholfen. Und als Vertrauensmann der Bank habe er dann in der schwierigsten Zeit zur Kündigung geraten.

Ich bekenne es ungern, dass meine Wiege im Oberdorf gestanden hat. Denn wenn man auch von meinem Herkommen weiter gar nichts wüsste, so würde auf der Steig schon hieraus jedes Kind erraten, dass es mit mir nicht weit her sein kann. Man fragt bei uns nicht: Habenichts oder Bauer? Man fragt einfach: Ober- oder Unterdorf? Im Oberdorf stehen eng ineinander gebaute Häuser mit unzähligen Gebresten, oft drei, vier Wohnungen mit Scheune, Stall und Wagenschöpflein unter einem First zusammengezwängt. Die Stuben sind eng und die Küchen sind dunkel. In den niedrigen Ställen haben selten mehr als zwei Kühe und ein Rind oder ein paar Ziegen Platz. Die Scheunentore brauchen nicht breit zu sein, man sagt spottweise, die Oberdörfler können ihre Heufuder bei einem Gewitter mit dem Milchnapf zudecken.

Aber jedesmal, wenn eines dieser kleinen, eingeklemmten Höflein feil wird, taucht mit tödlicher Sicherheit ein Liebhaber auf, der es um jeden Preis haben will. Das Sprichwort sagt nicht umsonst: «Ein Oberdörfler weiss, wo er hingehört.» Es wird sich nicht so leicht einer auswärts ankaufen. Man mag ihm zehnmal vorrechnen, er sei lebendig begraben, mit allem Schinden bringe er es nicht auf einen grünen Zweig. Der Bescheid wird immer lauten: «Wo's ein anderer gemacht hat, mach ich's auch.» Ein Oberdörfler glaubt sein Ziel erreicht und seinen Lebenszweck erfüllt zu haben, wenn er sagen kann: «Ich hab es machen können.» Man hat auch wirklich selten erlebt, dass einer sich nicht über Wasser gehalten hätte. Immerhin, wenn der Viehhändler Kreil auf die Steig kommt, geht er gewöhnlich zuerst ins Oberdorf. Und einige dieser Schuldenschinder schicken ihre Kinder nach Trüb hinab in die Fabrik.

Also ein Oberdörfler bin ich. Und zwar einer, der eine Idee hat. Es gibt im Oberdorf gern solche Leute, die eine Idee haben. Wie zum Beispiel der Schuhmacher Napf, der drei Ziegen sein eigen nennt, und der auf seiner magern Holzweise jedes Jahr Versuche mit acht bis zehn Arten der wunderbarsten Düngmittel macht. Er sagt, er bereite auf dem Gebiete der Landwirtschaft als ein Bahnbrecher grosse Umwälzungen vor. Nur der Mangel an Vermögen hindere ihn, diese schneller ins Werk zu setzen. Er redet gern davon, sei es auf der Strasse oder im Wirtshaus beim Glase Wein, und wenn er einen aufmerksamen Zuhörer findet, ist er glücklich. Man kann dann immer wieder von neuen Plänen erfahren, zu denen er sich mit den Worten Mut zuspricht: «Wenn ich's nicht herausbringe, bringt's keiner heraus.»

Was nun meine Idee betrifft, die freilich mit den Jahren ein anderes Gesicht angenommen hat, mache ich für alles meinen ersten Pflegevater verantwortlich; den Schneider «Wui», der sechzehn Modelle besass und der aus mir, seinem Kostbuben, einen Maler machen wollte.